

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gensel.

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 12

Sonntag, den 14. Februar 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 14. Februar. Valentin.
Montag, 15. Faustin
Dienstag, 16. Dnesim. M. Juliana.
Fastnacht.

Mittwoch, 17. Bonofus. Ascherm.
Donnerstag, 18. Simeon.
Freitag, 19. Konrad.
Samstag, 20. Cyrill von Alexand.

Sonntag Quinquagesima

Evangelium des hl. Lucas 18, 31—43.

In jener Zeit nahm Jesus die Zwölf zu sich und sprach zu ihnen: Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird alles in Erfüllung gehen, was durch die Propheten über den Menschensohn geschrieben worden ist. Denn er wird den Heiden überliefert, mißhandelt, gegeißelt und angespien werden; und nachdem sie ihn werden gegeißelt haben, werden sie ihn töten, und am dritten Tage wird er wieder auferstehen. Sie aber verstanden nichts von diesen Dingen; es war diese Rede vor ihnen verborgen, und sie begriffen nicht, was damit gesagt ward. Und es geschah, als er sich Jericho näherte, sah ein Blinder an dem Wege und bettelte. Und da er das Volk vorbeiziehen hörte, fragte er, was das wäre. Sie aber sagten ihm, daß Jesus von Nazareth vorbeikomme. Da rief er und sprach: Jesu, Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und die vorangingen, fuhren ihn an, daß er schweigen solle. Er aber schrie noch viel mehr: Sohn Davids, erbarme dich meiner! Da blieb Jesus stehen und befahl, ihn zu sich zu führen. Und als er sich genähert hatte, fragte er ihn und sprach: Was willst du, daß ich dir tun soll? Er aber sprach: Herr, daß ich sehend werde. Und Jesus sprach zu ihm: Sei sehend! Dein Glaube hat dir geholfen! Und sogleich ward er sehend und folgte ihm nach und pries Gott. Und alles Volk, das es sah, lobte Gott!

*

Nicht weit von meiner früheren Wohnung haben sie ihr schönes Haus, ihren neu erbauten Stall, den geräumigen Stadel und die anderen Räume, wie man sie in der Landwirtschaft braucht. Zweiunddreißig Räder stehen an der Krippe, fünf Räder wickeln im Stall. Der Bauer hat sich die elektrische Kraft dienstbar gemacht, und die glühenden Glühbirnen hängen von der Decke der Wohnstube, der Küche, der Ställe und der anderen Räume herab. Will er Häcksel schneiden, oder Sauche pumpen, oder die Dreschmaschine in Bewegung setzen, oder die Messer der Nähmaschine schleifen, so braucht er nur den Knopf an der Wand einmal herumzudrehen und sofort setzt sich der Motor in Bewegung. Auf dem Hof gibts fast für alle Arbeiten Maschinen, Rechen-, Wende-, Näh-, Sä-Maschinen. Du wirst jetzt sagen, das sind aber feine Leute, die haben ja den Himmel auf der Erde. Wenn ich dir aber entgegenhalte, daß ich wohl kaum eine unglücklichere Familie gesehen habe als diese, dann wirst du betroffen sein. Um es gleich zu sagen: Der Bauer ist schuld daran. Die Frau hat mir erzählt, sie habe, seitdem sie verheiratet sei, noch nie ein gutes Wort von ihm gehört. Wie eine Sklavin und noch schlimmer hat er sie gehalten. Nie hat sie am Tisch essen dürfen, auch nicht, wenn die Kinder am Tische saßen. Die Reste und das, was die andern nicht mochten, bekam sie. Einmal hat sie sich verstockenerweise einen Brocken Fleisch von seinem Teller genommen. Aber er hats gemerkt und die schrecklichsten Flüche und Verwünschungen gegen sie ausgestoßen. Du bist nicht zum Fressen da, rief er ihr zu, sondern zum Schaffen und zum — nein, ich darf das fürchterliche Wort nicht schreiben. Es ist die größte Kränkung, die man damit einer Frau antun kann. So ging das zehn, fünfzehn Jahre lang. Da traf den unheiligen Mann die Hand Gottes. Vor zwei Jahren wars. Er fing an, wirre Reden zu führen und Drohungen auszustößen. Da merkten sie, daß sein Geist verwirrt war, und sie brachten ihn in die Landesheilanstalt. Die Hauptursache von all dem Elend war jetzt aus dem Haus, nicht aber das Elend selbst. Das fing erst recht an. Denn es ist klar, daß die Kinder bei dieser fortwährenden rohen Behandlung der Mutter keinen Re-

spekt vor ihr haben konnten. Kaum war der Vater aus dem Haus, als der älteste Sohn, ein 16jähriger Bub, hinaus in die Welt ging. Unter irgend einem Vorwand, das und jenes noch lernen zu wollen, treibt er sich herum und zwingt seine Mutter, ihm fortwährend Geld zu schicken. Auch die übrigen Kinder sind entsprechend ihrem Alter unbotmäßig. Auf die Diensthofen ist kein Verlaß, sie hintergehen die Bäuerin, wo sie nur können. Die Folge war, daß das Anwesen zurückging, denn auch der tiefste Brunnen ist auszuschöpfen, wenn nichts mehr dazuläuft. Und jetzt kämpft die unglückliche Frau um ihr Besitztum und das Erbe der Kinder. Ist das nicht ein überaus trauriges Bild? Dabei ist die Frau die rührigste und fleißigste Frau des ganzen Dorfes. Alle Leute geben ihr dies Zeugnis. Sie ist auch fromm und geht sehr fleißig zu den Sakramenten.

Was hat wohl Gott mit dieser Frau vor, daß er sie hart mitnimmt? Wars nicht genug, daß der Mann gedemütigt wurde? Warum muß diese brave Frau für die Sünden anderer büßen? Die Antwort liegt in dem, was im heutigen Evangelium geschrieben steht. Jesu sprach zu seinen Jüngern: Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem, und es wird alles in Erfüllung gehen, was über den Menschensohn geschrieben worden ist. So wird auch an dieser Frau wie an jedem Menschen in Erfüllung gehen, was die Vorsehung von Ewigkeit her über ihn festgesetzt hat. Das ist das große Geheimnis des Leidens, das so wenige Verständige in der Welt findet, und das wir doch zu erforschen trachten müssen, sonst bleibt uns ja die ganze Welt eine einzige große Ungerechtigkeit und unser Herrgott ein blutiger Tyrann. Hier sollte ich eigentlich das wiederholen, was ich neulich zu Neujahr über die Leiden des Krieges gesagt habe, und warum auch die Unschuldigen leiden müssen, und wie oberflächlich und ungerecht gegen Gott jene urteilen, die sagen, der und der hats nicht verdient, daß er so heimgesucht wird. Es ist für den Priester eine der schönsten Aufgaben, auf der Kanzel, im Beichtstuhl, am Krankenbett, im Verkehr mit den heimgesuchten Familien von dem Geheimnis des Leidens zu reden und über das Thema: „Musste nicht Christus leiden und so in seine Herrlichkeit eingekleidet?“ Und wie den beiden Emmausjüngern, die der Herr selber in das Geheimnis des Leidens einführte, neue ungeahnte Kenntnisse sich erschlossen, so erfährt jeder, der von Leiden getroffen wird, sich aber belehren läßt, das Verständnis für das Wort der hl. Schrift: „Die er vorhererkannte, die hat er auch vorausbestimmt, gleichgestaltet zu werden dem Bilde seines Sohnes.“ (Röm. 8, 29.)

Jetzt hast du die Erklärung dafür, warum jene Frau, von der ich dir im Anfang erzählt habe, und warum soviele andere, die in ähnlicher oder gar noch schlimmerer Lage sind, so namenlos leiden müssen. Das Leiden ist die von Gott beabsichtigte Verähnlichung des Menschen mit Gott; ist die Erhebung der Seele zur Teilnahme am Leben, an der Liebe und am Glück Gottes. Wie unermesslich weit und groß, wie tief befriedigend und beglückend ist doch der Beruf derer, die in Kreuz und Leid durch die Welt gehen! Freilich, mit einemmale, von heut auf morgen, wird dir diese Erkenntnis nicht. Du mußt kämpfen und ringen, und streiten darum, so wie Jakob mit dem Gottengel gerungen hat, bis er ihn überwand. Aber dann erblüht dir ein unermessliches Glück. Es ist dasselbe Glück, das der heilige Paulus beschreibt, als er sagt: „Ich bin voll des Trostes, mit Freude überfüllt in all unserer Trübsal.“ (2. Cor. 7, 4.)

Wenn dir in deinem Unglück kein Mensch helfen kann, wie du selber einsehst, auch niemand dich recht trösten kann, sag an, ist es da nicht gescheiter, du trägst mit Tapferkeit und in christlichem Geist deine Plage? Du schaffst dadurch zweierlei, einmal wird das Unglück weniger schwer, es wird viel leichter, und dann trägt es dir auch etwas ein, außer dem Glück, wie es Sankt Paulus beschreibt, auch noch Vermehrung deiner Verdienste für den Himmel. Und darauf mußt du doch auch sehen. Zum Schluß sehe ich dir wieder eine sehr schöne Stelle des hl. Paulus her, der selbst viel mitgemacht hat in seinem Leben und deshalb aus Erfahrung spricht: „Jede Züchtigung aber scheint für die Gegenwart nicht zur Freude zu sein, sondern zur Trauer; in der Folge aber bringt sie denen, die durch sie geübt wurden, eine friedensreiche Frucht der Gerechtigkeit. Darum richtet auf die erschlafften Hände und die wankenden Knie.“ (Hebr. 12, 11. 12.)

De. 1

Zur Fastnacht 1915

Im lauten Lärmel rennen durch die Straßen
Die Menschen, die einmal ihr Leid vergaßen!
Im Bettlerkittel, wer — um arm zu scheinen —
Sich einmal freier fühlt mit dem Gemeinen.
Im Königskleid, wer kaum des Lebens Not
Von seinem Häuschen, seiner Tür gebot. —
„Anschuld'ge Bassen, zahme Narretei“,
Nennt das der „Narr“, der selber doch dabet,
Was sich am Tage besser noch besieht,
Als wenn's zum Flimmer toller Nächte flieht. —
So feierte die Welt die tollen Tage. — — —

*
In stiller Kirche, traut im Kerzensglanz,
Steht auf dem Hochaltare die Monstranz,
Die den umschließt, der in das Menschenherz
Die Freude gab, den reinen, deutschen Scherz!
Und vor ihm kniet die Schwester, die die Nacht
Am Pfahl des Schmerzes und des Tod's verbracht;
Die schlichte Frau, mit ihres Lebens Last,
Die fast zu Boden tritt des Tages Gast;
Der ernste Mann, der mit der schwierigen Hand,
Noch eben in des Bergwerks Frone stand. —
Anbetung, Dank und Sühne ist ihr Fleh'n,
Der Ruf nach Kraft, um fürder stark zu steh'n. —
So feierte der Glaube stille Tage. — — —

*
O Deutschland, sei're so vor deinem Gotte
Die Tage, die ihm oft zum Weh, zum Spotte,
Daß er dir nahe sei und deinen Söhnen,
Die draußen in des Krieges Donner stöhnen;
Daß er in Huld uns Frieden, Sieg verleiht,
Und deutsche Fastnacht froh, doch sündlos sei!
P.

Aus dem Schatze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge der Sonntagsmesse von
Quinquagesima.

Neben dem Führer des auserwählten Volkes, Moses, ragt hoch hinein in die vorchristliche Zeit der Stammvater dieses Volkes — Abraham. Die hl. Kirchenväter rufen in Bewunderung dieses großen Mannes aus: „Welch wahrhaft christlicher Mann vor Christus! Welch evangelischer Mann vor dem Evangelium! Welch apostolischer Mann vor den Aposteln!“ Wahrhaft groß an diesem Patriarchen ist der Glaube, der glaubt „gegen alle Hoffnung“. Dieser Glaube machte ihm Gott so teuer und lieb, daß er ihn zum Stammvater eines großen Volkes, zum Ahnherrn des Messias erkor. Dieser Glaube machte ihn einer ganz besonderen Berufung und Leitung würdig, die ihn nicht nur zum Vorbilde eines echten Mannes der Erwartung, die ihn zum Vorbilde jeder gläubigen Seele gemacht hat. Diese Berufung und Leitung des Erzvaters feiert die Kirche im Offizium und in der Messe des heutigen Sonntags.

Der große, opferreichende Ruf: „Geh hinaus aus deinem Lande, aus deiner Verwandtschaft, aus deines Vaters Haus und komme in das Land, das ich dir zeigen will!“ hatte ein gläubiges und gehorames Ohr gefunden. Abraham war gefolgt und stand einsam da in der Flut ungläubiger Volksgenossen und heidnischer Völker. Einen Augenblick bangte sein Herz doch wohl, unwillkürlich, fast unbewußt. Aber im selben Augenblicke erhob er sich, auf Gottes Kraft und Licht gestützt, und ging stark und freudig den Weg, den ihn Gott führte, indem er mit dem Introitus der heutigen Messe ausruft: „Sei mir ein beschirmender Gott, ein Haus der Zuflucht, daß du mir helfest, denn meine Stärke und meine Zuflucht bist du, und um deines Namens willen wirst du mich führen und ernähren. — Auf dich, o Herr, hoffe ich, laß mich nimmermehr zu Schanden werden. Nach deiner Gerechtigkeit erlöse mich und errette mich. Sei mir ein beschirmender Gott . . .!“ — An jede christliche Seele ergeht in gewissem Sinne auch der Ruf: „Geh hinaus aus deinem Lande, aus deines Vaters Hause . . .!“ In die Sprache des Evangeliums übersetzt, heißt es: „Wer mir nachfolgen will, verleugne sich, nehme sein Kreuz auf sich!“ Jede gläubige Seele wird in dem Augenblicke, wo dieses Kreuz auf ihr fühlbar lastet, wo ihr Lebensweg ins Dunkel sich verlieren will, in dem Flehen des Introitus Stärke, Trost und Frieden finden!

Gott erhörte den Patriarchen; er war mit ihm beim Zuge durch die Wüste; er war besonders mit ihm im Lande Ägypten, rettete dort ihn und sein Weib Sara; er war dann so ganz sein Gott im Lande der Verheißung: Gnade um Gnade ergoß sich über ihn, seine Habe wuchs zur Habe eines großen Fürsten. Im Graduale wird die Güte dieses getreuen Gottes gepriesen: „Du bist Gott, der Wunder tut allein, hast kund getan unter den Völkern deine Kraft. Hast erlöst durch deinen Arm dein Volk, die Söhne Israels und Josephs.“ Tractus: „Zubelt Gott alle Lande, dienet Gott dem Herrn mit Freunden! Kommet vor sein Angesicht mit Frohlocken, wisset, daß der Herr, er, Gott ist! Er hat uns gemacht und nicht wir uns selbst, wir sind sein Volk und die Schäflein seiner Weide!“ — Wie ist dies dem frommen Christen aus der Seele gesprochen! Wie hat Gott an ihm Wunder getan! Wie hat er beruhigend, segnend auf sich die Hand des Herrn gefühlt! Wie oft ergoß sich, wenn er Gott ganz vertraute,

auch auf seine Habe, sein Gut des Allerhöchsten Segen! Ober ist er nicht — der Gnade voll — reich, auch wenn er im Kleide der Armut geht. Da ist er erst recht „ein Schäflein seiner Weide“, erst recht dem in die Hand geschrieben, der die Armen selig pries.

Damit, daß Gott den Abraham ins Land der Verheißung führte, hörten nicht alle Zweifel auf. Wie wurde er auf die Probe gestellt, als ihm ein Nachkomme versagt blieb, als er den endlich erhaltenen Sohn opfern sollte! Doch eins blieb ihm auch da Licht und Weisung: das Wort Gottes. Er hielt sich kramphast an des Herrn Rede, und immer wieder lichtete sich das Dunkel, der Weg lag wieder deutlich vor ihm. Er bittet darum weiter um die Weisungen des Herrn. Im Offertorium singt die Kirche: „Gebenebeit seist du, Herr, lehre mich deine Satzungen. Mit meinen Lippen spreche ich auch alle Weisungen deines Mundes!“ Auch die gläubige Seele wird, wenn sie sich wirklich Gottes Führung überläßt, vor neuem Ruße nicht zurückschrecken — „lehre mich deine Satzungen, ich werde sie ausführen, und verkünde damit, daß mein Gott zu mir gesprochen“. Jeder Ruf Gottes, trenn ausgeführt, birgt schon in sich das Verlangen nach einer neuen Weisung Gottes, bis der letzte nicht zum Kampfe, sondern zur Krone ruft.

Abrahams Führung fand eine herrliche Vollenbung in der Befreiung und wunderbaren Leitung seiner Nachkommen. Als sie durch die Wüste wanderten zum Erbe ihres Stammvaters: wie hat da Gott für sie gesorgt! Manna ließ er regnen, das den treuen Israeliten jede Fähigkeit gewährte, Kraft und Leben erhielt, und nur dann Ueberdruß erregte, als sie von Gott abfielen. In Erinnerung daran heißt es in der Kommunion: „Sie aßen und wurden übersatt, und der Herr gab ihnen nach ihres Herzens Wünsche: nicht wurden sie getäuscht in ihrem Erwarten“. — Dies kann mit unendlich mehr Wahrheit die christliche Seele von sich bekennen. Die hl. Kommunion ist Seelenspeise, ist Gott selbst, das wesenhafte Licht und Leben.

So ruft Gott! Wer diesem Rufe folgt, wird unter seine besondere Führung genommen; seines Mundes Satzung ist ihm Licht, seines Sakramentes Speise Nahrung. Und das Ende der Fahrt ist das Betreten eines Landes, das ewig beglückt. Bitte heute Gott, daß er dich in diese hl. Führung nehme, daß du ihm nie widerstehst, sondern die Wege gehst, die da führen zum Berge Gottes — ohne Zweifel, ohne Wanken, ohne Ermatten! H.

Der hl. Kastor — ein stiller Prediger

(13. Februar.)

In allen Dingen erweise dich selbst als Vorbild guter Werke. (Titus 2, 7.)

Einmal sprach St. Franziskus von Assisi zu einem seiner Brüder: „Lieber Bruder, wir wollen predigen geh'n!“ Sie nahmen ihren armen Mantel über die dünnen Rütten und gingen dann, wie St. Franziskus seine Brüder es gelehrt, stillen Mundes und bewachten Augens durch die volksbelebten Straßen der Stadt ohne Abkehr, zum Kloster zurück. „Vater, wir wollten ja predigen geh'n“, sprach der verwunderte Bruder, „was ist denn das?“ — „Lieber Bruder, wir haben gepredigt, als wir bescheiden durch die Straßen gingen, vielleicht besser als ein gewandter Redner, so mit vielen Worten von des Domes Kanzel spricht.“ Und der Heilige und der Bruder gingen schweigend in ihre arme Zelle.

Dieses Geschichtchen aus der poesievollen Jugend des Franziskanerordens paßt, mein ich, gut über die Lebensgeschichte des Patrons der schönen Moselstadt Koblenz.

Der hl. Kastor ist wahrscheinlich ein Sohn des rebengeschmückten Rheingaus. Er war ein stiller, aber doch froher Knabe, der gern mit der reinen Gottesnatur Zwiesprache hielt: mit den Wellen des Stromes, den Blumen der Hänge und den Baumriesen der weiten, weiten Wälder. Er war der Stolz der vornehmen und frommen Eltern, und weil sie an ihm soviel des Trostes hatten, hätten sie ihn am liebsten stets um sich gehabt. Als er den Wunsch äußerte, dem Heiligtume geweiht zu werden, widerstanden sie eine zeitlang, gaben ihn dann aber in die besten Hände, in die Obhut des hl. Maximin von Trier, des angesehensten Bischofs von ganz Gallien. Hatte schon in der Kindheit der Religionsunterricht den Knaben ganz gefangen genommen, hatte er sich schon damals alles Irdischen los und ledig gefühlt, wenn ihm die großen Heilswahrheiten erklärt oder die Heldengestalten der christlichen Martyrer vor die Seele geführt wurden, so war das theologische Studium beim hl. Maximin die Erfüllung seiner Wünsche. Der Bischof schätzte ihn aber auch dafür, wie alle, die ihn kannten.

Als Kastor die hl. Weihen empfangen hatte, zog es ihn mit aller Gewalt in die Einsamkeit. Der Bischof hatte gewiß anderes mit ihm vor; als er aber sah, wie die natürliche Anlage bei dem jungen Priester durch göttliche Berufung und Gnade Adel und Weiße erhielt, entließ er ihn mit dem reichsten Vaterseggen.

Kastor zog die Mosel hinab, einsame, ungeführte Wege. Ueberall sah er sich nach einem passenden Plätzchen um. Mit vieler Mühe und manchen Beschwerden fand er die gesuchte Stätte beim Flecken Rarden, zwischen Kochem und Koblenz. Hier richtete er sich in einer Höhle ein, die einsam genug lag, um unbehindert seinem Gotte zu leben, die aber auch die Malschheit bot, das von der Welt zu holen, was zum Leben nötig war. Von der herrlichen Natur des Moseltales umgeben, verbrachte er hier die schönsten Tage seines Lebens.

Wie wuchs seine Seele in der Einsamkeit! Sie erhielt Flügel; die sie über alles Niedrige erhoben in die Nähe Gottes, wo alles rein, klar und groß ist. Von der Reinheit, dem Lichte und der

Kraft seines Gottes ging soviel auf den Einsiedler über, daß seine Gestalt hinausstrahlen mußte in das Dunkel der Umgebung, wo nach Abergwitz und Götzendienst die Gemüther befangen hielt. Seelen, die nach Gnade und Licht hungerten, witterten die Quelle, wo diese sprudelten. So entstand bei der Höhle eine kleine Gemeinde frommer Siedler, wohl eine der ersten in deutschen Gauen, der Pastor Vater, Führer und Diener war.

Für alle Brüder sorgte er voll teilnehmender Liebe. Diese trieb ihn, den Liebhaber der Stille, hinaus zu den Wohnungen der Menschen, die dem stillen und frommen Bettler meist gerne gaben. Als einst kein Körnchen Salz mehr in der Küche war, ging er mit einigen Brüdern aus, dieses notwendige Gewürz bei den Salzschiffen zu erbitten, die den Rhein befuhren. Sie standen nicht lange am Ufer, da wurden sie auf ihren Anruf gewahrt, daß das vorbeifahrende Schiff Salz mit sich führe. Auf die demütige Bitte, ihnen davon ein wenig um Gottes willen abzulassen, wurde ihnen aber eine rauhe, höhnende Absage. Da erhob Pastor voll Gottvertrauen Auge und Hände zum Himmel, und es erhob sich plötzlich ein brausender Sturm, sodas das Schiff in Gefahr kam. Pastor und seine Brüder griffen nun beherzt zu und retteten das gefährdete Fahrzeug. Jetzt erhielten sie, um was sie eben noch vergebens gebeten. Der Heilige gab aber den gewinnlichstigen Kaufleuten noch die gute Lehre mit auf den Weg: „Wohltun bringt Segen, Geiz und Hartherzigkeit aber ruft die Rache des Himmels auf den Menschen herab.“ Er wird dieser Begebenheit wegen auch mit einem sinkenden Schiffe abgebildet.

Das stille Wirken Pastors zog nicht nur Gleichgesinnte zu Weltentfugung und klösterlichem Leben; es wirkte auch allmählich auf die heidnischen Anwohner. Einer nach dem anderen kam mit dem Kreise des Heiligen in Berührung, lernte das Christentum in reinsten und liebenswürdigster Form kennen und nahm dann die Religion an, die solch friedliche und selbstlose Menschen schuf. So entstand in Karben eine Christengemeinde, die ob ihres Eifers immer weitere Kreise um sich zog. Der Heilige hatte durch die stille Predigt seines Beispiels im blühenden Moseltale Apostelarbeit geleistet. Hochbetagt ging er um 380 zu dem ein, der diese Arbeit besonders reich loht. Im 8. Jahrhundert wurde der Leib des hl. Pastors wunderbarer Weise wieder aufgefunden. Einen Teil der Reliquien übertrug 836 Erzbischof Petti von Trier (814—47) in die von ihm erbaute Stiftskirche zu Koblenz, die seitdem St. Pastor genannt wird. Die schöne Moselstadt verehrt den Heiligen als ihren Hauptpatron.

Nichts wirkt gewaltiger als das Beispiel! Ein geistreicher Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts sagt: „Das Beispiel ist einer der erfolgreichsten Lehrer, obgleich es wortlos lehrt.“ Wenn ein Mann, der durch seine Stellung andere überragt, ohne Menschenfurcht, ohne nach rechts und links zu schauen, seine Pflicht tut, vor allem seine religiösen Obliegenheiten erfüllt, dann wird er zum wortlosen, aber dennoch erfolgreichen Prediger für seine Umgebung; die Männer einer ganzen Gemeinde reißt er oft mit sich zu mannhaftem Bekenntnisse des Glaubens, zu gewissenhafter, freudiger Erfüllung seiner Forderungen. Möge St. Pastor dem Vaterlande viele solcher „stillen Prediger“ erschaffen!

*

Der Gute gleicht einem fruchttragenden Schattenbaum, bei dem jeder Vorübergehende Labung und Schutz findet, der uneigennützig und selbst unwillkürlich auf das umgebende Erdreich glückliche Keime ausstreut, wodurch er Gleiches, ihm Ähnliches hervorbringt. (Platen.)

× Im Saal III

Skizze von Marie Wasserburg.

Besuchstag! In hellen Scharen strömt jung und alt hinaus nach der zu einem Lazarett umgewandelten Turnhalle. Junge Mädchen, Blumen in den Händen, Frauen, die weniger unverfängliche Dinge im Beutel tragen, eilen, um nur ja keinen Augenblick zu versäumen, den sie bei ihren Lieben zubringen können.

Besuchstag! Massenhaft entsteigen vollbepackte Matronen der „Elektrischen“, werden kleine Kinder von den Schaffnern vorsorglich heruntergehoben, um sich alle an der Pforte zu vereinigen, die bewacht von einem grümmig ausschauenden Landwehmann, ihnen Einlaß gewährt.

„Wo komme ich nach dem Saal 3?“ fragt schüchtern eine junge Frau, die ein noch nicht zwei Jahre altes Kind auf dem Arm trägt. Gefällig zeigt ihr die gerade daherkommende Schwester den Weg.

„Hier, Frauen. Willst wohl den Vater besuchen?“ wendet sie sich zu der Kleinen. Und schon wieder ruft man nach ihr. Frau Weil war zaghaft mit dem Kind in den bezeichneten Saal getreten. Verlegen sieht sie sich um. Bett an Bett, wohl mehr als hundert in dem Raum! Lange Reihen nichts wie Betten, die ihre Augen überstiegen, ohne den Gesuchten finden zu können. In einer Ecke des Saales lebhaftes Begrüßen. Gymnastiken

haben sich um das Lager eines jungen Freiwilligen gesammelt, auf dessen Bede das Eisene Kreuz geheftet ist. Ihm geht es schon besser. Immer wieder soll er erzählen, wie alles gekommen ist. Wohl ist er noch blaß vom Blutverlust, aber das schadet nichts, seine geraden Glieder hat er noch und das „Eisene“! Wie sein Auge leuchtet, wie er zärtlich darüber hinstreicht. Wohlgefällig scheint der greise Turnvater Jahn, dessen Büste gerade hier thronet, auf das frische, junge Blut herabzusehen. So, so hatte er es gewollt, so es sich gedacht, als er den Samen ausgestreut, der nun in so reicher Fülle aufgegangen. Sie alle ohne Unterschied des Alters, des Standes, der Weltanschauung, sie alle bereit für das Vaterland Gut und Blut einzusetzen, seine Grenzen zu verteidigen, koste es auch das Leben.

Frau Weil war an ihnen vorbeigegangen durch die erste Reihe, dann auch die zweite, da endlich in der dritten Reihe fällt ihr Blick auf das Schild an dem Kopfbende eines Lagers. Sie liest: „Konrad Weil!“ Unschlüssig bleibt sie stehen. Das sollte ihr Mann sein! Das Bündel Verbandstoff, aus dem der tief-schwarze Schnurbart gespenstisch heraus steht?

„Konrad!“ schluchzte sie, „so sehe ich dich wieder? Aber daß du nur lebst.“

Da schlug der Verwundete die Augen auf. Frau und Kind erkennend, streckt er die Hand aus.

„Ah, Anna?“ Es ist nit so schlimm, als es aussieht. Kopf-schmerz halt, aber nit gefährlich, meint der Doktor. Und da ist ja auch mein Mausel! Komm zum Vatti!“ Und er will das Kind zu sich auf's Bett setzen. Doch dies klammert sich an die Mutter. Das Mäuschen zum Weinen verzogen, drückt es das Päckchen Zigaretten fest an sich.

„Aber Trudel, kennst du denn den Vater nicht mehr? Ja, laß doch sehen, hast mir etwas mitgebracht?“

Bei dem Klang der wohlbekannten Stimme wendet die Kleine zaghaft das Köpchen. Nun sie den Vater erkennt, ist kein Halten mehr. „Papa! Papa! böser Mann hat meinen Papa gehaut.“ Und mitleidig streicht sie über die Binden, zärtlich küßt sie des Vaters Hände, in die sie nun überglücklich ihr Päckchen legt.

Eine alte Dame hat die rührende Szene beobachtet. „Wo ist Schwester Helene?“ wendet sie sich an die daherkommende Schwester. „Ach möchte sie einen Augenblick sprechen.“

„Schwester Helene?“ fragt diese erkannt. „Ja wissen Sie es denn nicht, gnädige Frau? Schwester Helene ist heute morgen gestorben.“

„Nassungslos blüht die Dame auf. „Gestorben!“ stammelt sie. „Wie ist das möglich, so schnell! Vor 14 Tagen war sie ja noch frisch und gesund!“

„Ja, vor 14 Tagen. Sie hatte die Nachricht vom Tode ihres Vaters erhalten.“

„Wie, auch der Herr Hauptmann tot...“

„Er fiel in den Argonnen. Schwester Helene meldete sich noch an demselben Tage zur Pflege der typhuskranken Franzosen.“

„Werden Sie das ertragen können?“ fragte der Oberstabsarzt, besorgt auf ihr totenblaßes Gesicht blickend. Einige Augenblicke schweig Schwester Helene. Dann blickte sie innig auf das Kreuz das sie zur Hand genommen hatte. „Er wird mir helfen“, sagte sie schlüchtern. Es waren die letzten Worte, die ich von ihr gehört.“

Erschüttert wendet sich die Dame dem Ausgang zu. „Sie gab ihr Leben für die Feinde“, murmelte sie. „Wie groß, wie tapfer, wie heldenmütig ein Menschenherz zu opfern vermag mit der Kraft des Kreuzes!“

*

Ganz hinten im Saal ein stilles Eckchen. Der Mann, der dort in dem sauber bezogenen Bett ruht, hält die Hand eines jungen Mädchens, zu dem er innig aufblickt.

„Wie recht hattest du, Regina“, meinte er wehmütig, „nicht in eine Kriegstraumung zu willigen. Du wärest jetzt an einem Krüppel gebunden. Und wie habe ich dir deshalb gegrollt.“

„Das ist vorüber, Karl“, antwortete sie ruhig. „Du weißt jetzt, daß es nur der Mutter wegen geschah.“ Du solltest nicht gleich im Anfang die Sorge um uns beide auf dich nehmen müssen.“

„Und jetzt muß ich froh sein, wenn jemand für mich sorgt.“

„Mach es nur nicht gar zu schlimm, Karl.“ Leise mit weichen Händen führt sie dem trübseelig Dreinblickenden über die Stirn. „Aber los wirst du mich nicht mehr“, sucht Regina zu scherzen. „Deinen Willen hast du nun doch. Ich habe alles für die Kriegstraumung vorbereitet, und morgen um diese Zeit bin ich deine Frau.“

Erschüttert starrt der Verwundete auf seine Braut, der er brieflich ihr Wort zurückgegeben hatte. Wie lieb war sie ihm doch gewesen, wie hart war ihm der Brief gefallen! Und nun! Mit ruhiger Selbstverständlichkeit nimmt sie die Bürde auf sich, kettet sie ihr blühendes Leben an den Mann, dem sie in glücklicheren Zeiten die Treue gelobt!

Auch dabei eine Schar von Helben, würdig jener, die im Sturmestoben da draußen dem Feinde mit Todesverachtung die Stirne bieten.

Nur ein Saal, ein einziger von Tausenden, und Opfer über Opfer wird in jedem gebracht. In aller Stille, in aller Ruhe, von niemanden bewundert, von niemanden belobt, als selbstverständlich hingenommen, ja oft vielleicht nicht einmal beachtet.

Im Buche des Lebens sind sie aufgezeichnet.

Der Müller von St. Amand

19. Fortsetzung.

Roman aus dem Jahre 1816. — Von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten)

Die weißen Mauern eines Gebäudes reckten sich sperrend in seinen Weg. Er erkannte den Pacht Hof Chantelot, an dem er gegen Abend vorübergekommen, gerade als Rey mit seinem Stabe dort Quartier bezogen.

An einem der zu ebener Erde nach der Straße hin liegenden Fenster klang ein leises Klopfen.

Da waren die Schatten wieder, die er vorher bemerkt hatte. Betroffen trat Renaud zurück und spähte um den ihm verbergenden Vorsprung des Hauses.

Leise klirrend öffnete sich das Fenster. „Wer ist das?“ fragte die Stimme des Marichalls.

„Ach, der Kaiser.“

„Sire, — zu so später Stunde noch?“ kam die überraschte, fast erschrockene Antwort.

„Es hat mir keine Ruhe gelassen. Ich weckte Bertrand, daß er mich zu den Vorposten begleite. Wissen mußte ich, ob der Dritte standhält.“

„Und was haben Majestät erfahren?“

„Nur Gutes. Nichts verrät drüben die Vorbereitungen zu einem Rückzug. Wir werden morgen schlagen, und Sie können manches von gestern gut machen.“

„Sire, — ich glaube, die ganze englische Armee vor mir zu haben,“ suchte Ney sich zu entschuldigen.

„Weil Sie meine Order, sofort anzugreifen, ignorierten und die kostbarsten Stunden verloren. Außerdem riefen Sie eigenmächtig das Korps Erlon zurück.“

„Ich gab Gegenbefehl, sofort, als Delcambre bei mir eintraf. Der Reiter, ein Offizier, auf dessen Zuverlässigkeit ich mich verlassen durfte, muß ihn zu spät überbracht haben.“

Der Horn, der anfangs aus Napoleons Worten gesprochen, schwand, seine Stimme wurde weich, fast schwermütig, während er sinnend in das Dunkel starrte.

„Vielleicht ist jener Reiter das Schicksal gewesen. Ein vernichtender Schlag gestern — und der Feldzug wäre entschieden gewesen. Oesterreich würde umgekehrt, die Russen in ihren Steppen geblieben sein! Aber, es sollte anders kommen.“

„Den Engländer haben wir“, wandte der Marschall ein, „und der Preuße ist nicht mehr zu fürchten.“

„Hoffen wir's. Es wäre gefährlich, wenn er sich erholte.“

„Eure Majestät haben alles getan, um dieser Gefahr vorzubeugen“, mischte sich zum ersten Male der Großmarschall Bertrand in die Unterhaltung.

„Es ist wahr. Ich verlasse mich auf Grouchy. Er hat Befehl, in der Richtung auf St. Lambert zwischen uns und den Preußen zu marschieren und immer mit uns in Verbindung zu bleiben, falls Blücher, wie Milhaud mir gemeldet hat, sich wirklich auf Wavre zu bewegt.“

„Unmöglich!“ rief der Marschall, „ein geschlagener Feind, der vorwärts geht! Die Preußen können sich nur auf Namur zurückziehen, wollen sie ihre Rückzugslinie nicht preisgeben.“

„Warten wir's ab,“ sprach der Kaiser in tiefem Ernste.

„Das Schicksal geht seinen vorbestimmten Gang und der Mensch kann nur versuchen, ihn abzuwenden. Morgen wollen wir's tun. Was schlägt es da?“

„Zwei Uhr, Sire!“

„Kommen Sie, Bertrand. Es ist Zeit, nach Caillou zurückzukehren.“

*

Die Säbelsaust des alten Blücher fuhr auf den an sein Lager gerückten Tisch nieder, daß Gläser und Flaschen klirrten.

„Zum Teufel, mit den Mixturen! Mag der Feldscher den Plunder nehmen! Bring' mir die Feldflasche, Junge; ein Schnaps außen und einer innen, das ist die beste Arznei. Keine andere kann mir helfen.“

Zeit Roiger tat, wie ihm geheißen. Von seinem Regimente in der Unglücksnacht versprengt, war er auf Wunsch des Feldmarschalls, der an dem hilflosen Wachtmeister Gefallen gefunden, bei diesem geblieben und hatte den Transport des arg geschundenen Greises während des gestrigen langen Marschtages sorgsam überbracht.

Von Grouchy unbefragt, der weit nach Gemblaux abgelenkt war, um den rechten Flügel des preußischen Heeres zu umfassen, hatte man die Duse überschritten und war am Abend glücklich bis zu dem Städtchen Wavre gelangt.

Während des Marsches hatten sich die geschlagenen Heeres- teile leidlich wieder geordnet, und mochte die Stimmung der Truppen auch ernst sein, so war sie doch keineswegs entmutigt.

So gut es ging, hatte man bei Wavre im strömenden Regen das Bivak bezogen, und da es an Lebensmitteln fehlte, sich an den mühsam angefahten Feuern mit Branntwein zu wärmen gesucht.

Mehr aber als der mangelnde Proviant, ging den Leuten ihr greiser Führer, seine Munterkeit und Frische ab. Man gedachte der zahlreichen gefallenen Kameraden, des ungewissen Schicksals des kommenden Tages, und der Humor wollte nicht aufkommen, wo Blüchers anspornende Wiße und lustige Reden fehlten.

Der Vierundsechzigjährige schien das zu fühlen. Nachdem er die Nacht ein wenig geschlafen, hatte er das Bettliegen satt und wollte sich nicht länger halten lassen.

„Ob ich geschmiert oder ungeschmiert zum Himmel fahre, ist unserm Herrgott egal, und mir bezugleich.“ Mit diesen Worten hatte er den Medikus samt seinen Salbentöpfen aus dem Zimner gejagt, und wirklich schien die Medizin, die ihm der Manentwachtmeister bringen mußte, zu helfen.

„Wie steht es draußen?“ fragte er Zeit, der ihm mit möglichster Vorsicht behilflich war, die schmerzenden Glieder wieder in die Uniformen zu zwängen. „Es ist ein Elend mit dem Wetter, Herr Feldmarschall. Die meisten Gewehre sind unbrauchbar geworden, die Hähne naß, die Läufe verschleimt, und das Pulver fließt zu den Ländlöchern heraus!“

„Unser Herrgott will dem König Pulver sparen. Was macht das! Unsere Musketiere haben Bajonette.“

„Viele der Leute haben im lebenden Schmutz ihre Schuhe verloren“, fuhr Roiger fort.

„So mögen sie barfuß marschieren, wenn sie nur den Mut nicht verlieren.“

„D, daran fehlt es nicht.“

„Und was denkt Ihr selbst?“ forschte Blücher, dem Wachtmeister scharf in die Augen sehend.

„Ich denke, daß das Spiel noch nicht aus zu sein braucht, wenn man auch einmal verloren hat, und daß heute auch noch ein Tag ist.“

„Recht so, mein Junge“, nickte der Alte befriedigt und schnallte den Säbel um. „Die Salunken sollen schon merken, daß wir noch leben und —“

Der Eintritt eines Offiziers von der Infanteriebrigade Sobres unterbrach ihn. Er brachte die Meldung, daß schon vor Sonnenaufgang sich feindliche Kavallerie bei Tilly gezeigt habe.

„Das kann nur den Dylepässen gelten“, rief Blücher erregt, — und wir müssen uns dieser wichtigen Uebergangspunkte bemächtigen, ehe sie dem Feinde in die Hände fallen. Keine Minute ist mehr zu verlieren. Es soll Generalmarsch geschlagen werden. Mein Pferd und meine Pflanze, Wachtmeister!“

Finstere Morgennebel brüteten noch feucht und schwer über der regnerischen Erde, als das preußische Heer in aller Eile in der Richtung nach Waterloo aufbrach.

Es war kein gleichzeitiger, geregelter Abmarsch, nur notdürftig gesammelt, setzte sich jedes Korps, so bald es fertig war, in Bewegung.

In den Gassen des in Brand geratenen Wavre stockten die sich kreuzenden Kolonnen, Kavallerie, zwischen Fußvolk geraten, sperrte die Wege, und da der Nebel jede Orientierung hinderte, verlor manche Brigade die Richtung und verirrete sich zu einem anderen Korps.

Aber wenn dadurch auch kostbare Stunden verloren gingen und der Abzug der letzten Kolonnen sich unliebsam verzögerte, der Eifer, der plötzlich alle befehlte, brachte den Verlust wieder ein, und ohne bestimmte Marschordnung, auf eigene Faust vorgehend, suchte jede Truppe der anderen zuvor nach St. Lambert und an den Feind zu kommen.

Gegen 10 Uhr traf eine Eskadette aus dem britischen Hauptquartier ein, wohin Gneisenau schon in aller Frühe Botschaft geschickt hatte. Wellington ließ fragen, ob er in sicherer Erwartung der preußischen Hilfe die Schlacht, die der Kaiser ihm biete, annehmen könne.

„Der Herzog darf sich darauf verlassen“, lautete Blüchers Antwort. „Ich gebe mein Wort, daß wir kommen werden.“

Raum war der Engländer davon, so brachen, als wollten sie des Feldherrnwortes spotten, feindliche Naturgewalten mit allen Schrecken über das Heer herein.

„Vorwärts!“ Die Kräfte, die das alte Zauberwort weckte, erlahmten in dem Kampfe mit den tückischen Elementen.

Das aufgeweichte Gelände, in das man gekommen, war von Gräben und Schluchten durchschnitten und überall blieben die Geschütze und Pulverkarren stecken. Die Kavallerie, die nicht weiter konnte, hemmte den Vormarsch des Fußvolkes, und auch dieses kam in den von Wasser und Morast erfüllten Hohlwegen bei St. Lambert nicht von der Stelle.

Mit krummem Rücken, das Gewehr unter dem Arm und den Mantelzipfel schützend über das Schloß geschlagen, stapften die Infanteristen durchnäht und frierend dahin, während der immer gewaltiger herüberdröhnende Kanonendonner das Ziel andeutete, das so nahe lag und doch nicht zu erreichen war.

Spannung und Ungeduld prägen sich auf den Gesichtern der Führer aus. Schweigend, in ernsten Gedanken, ritt Gneisenau. Nilow, der tags vorher mit seinen frischen Truppen eingetroffen, machte sich nervös an seinem Pferde zu schaffen, und nur der alte Blücher redete unermüdet auf die Soldaten ein, die, in einem Schmutzpanzer von klebriger Erde steckend, sich kaum mehr bewegen konnten.

Doch seine Beredsamkeit verbar nur mühsam die Sorge, die kalt und grau jetzt auch an dieses warme Heldenherz heranschlich. Bis Mittag hatte er auf dem Schlachtfeld von Waterloo sein wollen, und jetzt mußte man schon mit dem Abend rechnen. Für die Kühnheit des unternommenen Spiels gab es nur einen Ausgang: Sieg oder Vernichtung. Wurde der Herzog geschlagen und das preußische Heer geriet zwischen die siegreichen Truppen des Kaisers und die nachdrängenden Grouchys, so mußte es zermalmt und aufgerieben werden, wie bei Jena und Auerstädt.

Die bisher vom Eifer, die Scharte von Vigny auszuweichen, vorwärts getriebenen Soldaten begannen zu murren.

Die schmalen Waldwege hatten sich in Bäche verwandelt, die ihnen sturend entgegenstießen, in den Schuhen stand das Wasser und die Duse der Rosse versanken in den Vertiefungen des Bodens, die durch entstandene Lämpel verdeckt wurden.

„Es geht nicht weiter“, tönte es von allen Seiten den Führern entgegen.

„Es muß gehen, Kinder“, rief der Marschall Vorwärts außer sich und gestikuliert bei jedem Worte mit der ausgegangenen irdenen Pflanze. „Sollen wir's wie der Briten machen, der uns bei Vigny im Stiche ließ? Ein deutscher Mann muß sein Versprechen halten. Ihr dürft Euren Vater Blücher nicht wortbrüchig machen.“

„Ne, der darf nich' sind“, antwortete es aus den Reihen der Pommern. Die zu Tode ermatteten Leute schämten sich, in allen Loberte das Ehrgefühl empor, das Außerste, das Menschenmögliche zu tun.

Eilboten vom Herzog jagten herbei. Der Marsch mußte befehleumig, alles aufgegeben werden, um rechtzeitig einzutreffen, da der Andrang des Feindes immer gewaltiger werde.

(Fortsetzung folgt.)